vermehrte und über Nacht immer mehr Frauen entstanden, war des Klagens über die Frau kein Ende. Die Männer tadelten ihre Putzsucht, und die Weiber nannten sie kleinlich eitel und verlogen. Daß sie es an Takt fehlen ließ, darüber waren beide Geschlechter einig und ihren Mangel an allgemeinen Interessen und gesellschaftlichen Verbindlichkeiten fanden alle bedauerlich. Die Frauen konnten nur Kinder in die Welt setzen und ihren Männern das Leben sauer machen.

Da sah Gott ein, daß etwas geschehen müsse. Er narkotisierte eine Frau und schuf aus ihrer Rippe die Dame, nicht anders, als seinerzeit aus Adams Rippe die Frau.

Nun waren auf einmal alle von dieser veredelten Frau entzückt. „Wie taktvoll!" sagten die Männer. „Wie vornehm!" die Frauen. „Welche Haltung!" bewunderten die einen, „Welcher Anstand!" die anderen. „Welche Unabhängigkeit des Urteils!" — „Welche Sicherheit des Geschmacks!" die einen wie die anderen. Man lobte ihre Artigkeit, obwohl sie oft nur Klugheit, ihre Liebenswürdigkeit, die doch mitunter nur Geschicklichkeit war, und pries ganz besonders ihre Gabe, aus zwölf Menschen, die auseinander strebten, eine Gesellschaft zu bilden, die beisammen blieb — obwohl die Dame durch dieses Kunststück vielleicht weniger die Kultur fördern als die Langeweile verscheuchen wollte. Kurz, alle waren sie dermaßen einig in ihrem Lob, daß man sogar die Fehler der Dame überjah, von ihrem Charme geblendet.

Nur ein älterer Herr hüllte sich in Schweigen. Man fand seine Zurückhaltung ärgerlich. „Wie?" riefen alsbald Männer und Frauen durcheinander. „Hat sie vielleicht nicht alle die Vorzüge, die wir ihr zubilligen? Oder weißt du vielleicht etwas Besseres?"

Da sagte der ältere Herr: „Die Dame hat alle die Vorzüge, die ihr an ihr hervorgehoben habt. Sie ist taktvoll, vornehm, geschmackvoll, heiter und die anmutigste Beherrscherin des gesellschaftlichen Lebens. Aber eins habt ihr vergessen: Das Beste an ihr, das Reizendste — bleibt doch die Rippe, aus der sie gemacht ist."

Die zehn Gebote für die Mahlzeit

Säubere die Hände, ehe du zu Tisch gehst. Womöglich soll dies unmittelbar vor der Mahlzeit geschehen. Es ist nicht zu vermeiden, daß man beim Essen die Nahrung (z. B. das Zubrot) mit den Fingern berührt, die, ohne daß man es weiß, schädliche Stoffe an sich haben können.

Laß Geschäft, Streit und Aerger von der Mahlzeit fern, sondern richte deine Aufmerksamkeit auf das, was du ißt und wie du ißt. Wer sich lebhaft und erregt unterhält, denkt nicht ans Essen und ißt dann so, daß ihm die Speise nicht den Nutzen gewährt, den die Nahrung haben kann und muß.

Aber nimm auch nicht schweigend die Mahlzeit ein, weil du dann leicht an anderes denkst und auch deine Sinne nicht recht bei der Mahlzeit hast. Eine heitere Unterhaltung ist die beste Gesellschafterin bei der Mahlzeit.

Sprich nicht über das Essen selbst. Franklin erzählt, daß in seinem Elternhause niemals über das, was man aß, gesprochen werden durfte, und die Folge davon war, daß er alles aß, ohne zu mäkeln. Oft werden andere Tischgenossen durch die Unterhaltung über die Art der Speisen, ihre Qualität, ihre Zubereitung unterrichtet. Was dich nicht berührt, schafft einem anderen Unbehagen. Nirgends herrscht so das Vorurteil, wie beim Essen. Die Suggestion bewirkt, daß wir etwas mit Wohlgefallen oder mit Ekel verzehren.

Iß nicht in Hast, und das Essen muß gut gekaut sein, wenn es dir bekommen und dich recht ernähren soll.

Iß nicht zu heiß; die Russen, die gewohnt sind, alle Speisen nur lauwarm zu genießen, haben die besten Zähne. Zu heißes Essen verdirbt die Zähne, schafft aber auch noch Unbehagen anderer Art.

Iß nicht zu viel. Es sind weit mehr Menschen an zu vielem Essen gestorben, als Menschen verhungert sind. Natürlich stirbt man nicht sofort, wenn man einmal zu viel gegessen hat, aber die Ueberladung des Magens ist der Beginn vieler Leiden.

Gehe nicht überhungert zu Tisch, so daß du aus Hunger mehr verzehrst, als dir bekömmlich ist.

Aber nasche auch nicht kurz vor der Mahlzeit, so daß du keinen Appetit hast und das Essen in dich hineinquälen mußt.

Widme dem Essen keinen übermäßigen Kultus. Zwar darfst du Lieblingsgerichte haben, denen du besonders gern zusprichst, darfst auch Freude an einem Festmahl haben, das dir bei außerordentlicher Gelegenheit geboten wird und darfst dich auch auf diesem Gebiet als ein Mensch von gutem Geschmack zeigen, der eine gute Mahlzeit recht zu würdigen weiß. Aber im allgemeinen soll dir die Mahlzeit nicht mehr bedeuten, als die notwendige Ernährung des Körpers.

M. Gröhn.

Moderne Frisuren

Die Modenwandlung der letzten Monate hat naturgemäß auch eine Veränderung der Frisuren mit sich gebracht. Genau genommen — ein tastendes Hin und Her bestand lange, ehe die neue Saison uns das frauliche Abendkleid brachte. Nun hat sich aus Flapperkopf, Lokenfrisur und Herrenschnitt ein Stil herauskristallisiert, der ein wenig von allen dreien hat.

Der Favorit des letzten Jahres war der Flapperkopf; er wurde mit großer Begeisterung und ebenso großer Verbreitung aufgenommen, zu begeistert, zu verbreitet, um sich als Frisur für die Dame halten zu können. Denn es bleibt eins der wichtigsten Gesetze modischer Eleganz, das Vielgesehene, Vielgetragene nicht mitzumachen, nur die großen Linien zu beachten, in denen die Mode sich gefällt und seine persönliche Note zu finden.

Das Charakteristische der neuen, sehr kleidsamen Frisuren ist der starkbetonte Hinterkopf, der zuweilen wie eine flachgesteckte Zopffrisur wirkt. So trägt man einen stark verkürzten Flapperkopf, dessen Löckchen einzeln eingerollt sind; die weiche, in die Wange gezogene Welle und die Locke auf der Stirn machen diese Frisur für volle Gesichter besonders geeignet.

Sehr interessant wirkt der stark betonte Hinterkopf die tief in die Stirn gezogene Welle mit dem Halbkreisscheitel, ein Schnitt, der für schmälere Gesichter vorteilhaft ist.

Sehr jugendlich ist die Frisur mit schlichtem, straffgebürsteten Hinterkopf und kurzgeschnittenen Löckchen, die unsichtbar gesteckt, oder in eine schmale Spange gerollt, den Abschluß bilden. Für sehr schmale Gesichter eignen sich Frisuren, die enganliegend den Kopf herausmodellieren, wo z. B. das Haar hinten durch eine Spange scharf zusammengenommen wird und die Löckchen sich in einem — man möchte fast sagen kurzen Knoten — leicht nach oben drehen.

Im übrigen sollte eine Frisur nicht nur nach dem Gesichtstypus, sondern auch nach Gesamterscheinung und Temperament abgestimmt werden. Zu lebhaften Frauen mit bewegtem Mienenspiel paßt der gelockerte, weiche Schnitt, zu ruhigen Gesichtszügen und sparsamen Gester die schlichte, enganliegende Scheitelfrisur, die außerordentlich stilvoll und jugendlich sein kann und durchaus nichts herrenmäßiges hat; wer ganz Würde und Gelassenheit ist, sollte sich nicht ein neckisches Lockenköpfchen ondulieren lassen. — Und noch ein Wort von den Modefarben. Ja, die gibt es auch. Alle Schattierungen von weichem Rotbraun sind en vogue, heller oder dunkler wird man sie zum Teint abstimmen. Es ist wirklich keine komplizierte Angelegenheit, beim Waschen dem Haar (nur schwarz und grau schalten aus, wenn man sich nicht zu regelrechtem Färben entschließt) einen feinen, rötlichen Schimmer zu geben, der das Gesicht so warm belebt und ihm jenes schillernde Etwas verleiht, das die Frauen alle zu „interessanten Erscheinungen" stempelt.

Elsbeth Unverricht.

Sinnsprüche

Der Frau eine geistige Minderwertigkeit gegenüber dem Manne zuzusprechen, bedeute eine Ueberschätzung des Intellektuellen. Intuitive Fähigkeiten können wertvoller sein als Urteile. Ahnung ist oft mehr als Beweis. Der Mann analysiert den Menschen, die Frau wittert ihn.

Jeder Knabe ist ein Kandidat der Unsterblichkeit, jedes Mädchen ein kleines Fragezeichen des Glückes

Ludwig Schleich.

Erziehen heißt nichts anderes als Nebenhersehen, nicht treiben, nicht stoßen, nicht ziehen — aber immer genau empfinden, wo der Junge läuft und was das Mädchen sinnt und unbemerkt etwas an der Windseite gehen, wenn der Sturm zu barsch weht.

Traub.

Aus dem Engen und Weiten

Nettes Aussehen ist 220 000 Mark wert.

Den Wert eines hübschen Gesichtes hat der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten, gegen dessen Entscheidungen es keine Berufung mehr gibt, mit 220 000 Mark in Rechnung gestellt. Bezahlen soll sie ein Autobesitzer, der Fräulein Dorothy Conrey überfahren hat. Fräulein Conrey stand im Alter von 18 Jahren, als sie das Unglück traf, durch Ueberfahrenwerden mit dem Auto mehrere Beinbrüche, eine Verletzung des Nackens und den Verlust mehrerer Zähne zu erfahren. Vor dem Unfall hat sie nach dem Urteil aller ihrer Bekannten wie ein frisches junges Mädchen von 22 Jahren ausgesehen, nun sei sie um volle zwanzig Jahre älter geworden. (Sagten die Zeugen!) Dorothy, von der es merkwürdig erscheinen muß, daß sie in dem frauenarmen Amerika mit 18 Jahren trotz aller Schönheit und einer leitenden Beschäftigung in der Schallplattenindustrie immer noch ohne Mann umherirrt, konnte tatsächlich Zeugnisse anführen, die sie wegen ihrer weichen Gesichtslinie, ihrer Hautfarbe und ihrer gefälligen Gesamterscheinung als die schönste Frau der Vereinigten Staaten erklärten. Der Oberste Gerichtshof, der dem deutschen Reichsgericht entspricht, billigte ihr deshalb die knappe Viertelmillion zu, da er sich überzeugte, daß Fräulein Dorothy selbst zwei Jahre nach dem Unfall ernstellt bleibt und also 220 000 Mark weniger wert geworden ist, die sie nun in bar ersetzt bekommt.

Der Standpunkt.

Balzac erzählte seinen Freunden gern eine Geschichte, die er mit einem Mann erlebt hatte, dessen Frau eben gestorben war. Der junge Witwer hatte den Sarg ganz zu Fuß bis zum Friedhof vor der Stadt begleitet; nun zurückgekehrt, saß er in seinem traurig leeren Hause und stierte teilnahmslos vor sich hin.

„Das geht nicht," sagte Balzac, der ihn noch am selben Abend besuchte. „Du sitzt hier herum, denkst immer nur an deine Frau . . . Was hat das für einen Zweck? Unter Menschen mußt du gehen, an die frische Luft, dir Bewegung machen!"

Der Witwer hob schmerzerfüllt den Kopf: „Du magst recht haben. Der kleine Spaziergang heute nachmittag hat mir wirklich gut getan."

Eigenartige Liebe.

Chamfort, der französische Moralist, zeichnete alles auf, was ihm die Minderwertigkeit des Menschengeschlechts zu beweisen schien. Er trieb es mit solchem Eifer, daß ihm schließlich nichts anderes übrig blieb, als Selbstmord zu begehen. — Mit Vorliebe erzählte er die Geschichte von dem liebevollen Ehegatten. Die war:

Mitten in der Nacht überbrachte man einem Schauspieler die Nachricht, daß seine Frau bei ihren Eltern plötzlich gestorben sei. Die Kunde erregte ihn so wenig, daß er sich mit den Worten „Was werde ich mich doch morgen früh erschrecken!" zur Wand drehte und ruhig wieder einschlief.

Tempi passati.

Balzac erzählte, wie er am Tage nach dem Begräbnis eines guten Freundes dessen Frau besuchte und zu seiner größten Ueberraschung sie des Trostes nicht bedürftig, im Gegenteil: sie am Klavier traf. Sie spielte auch nicht einen Trauermarsch, sondern ein heiteres Menuett. Balzac war verstört: „Meine Gnädigste Sie sind doch in Trauer! Ich meinte, Sie seien vor Schmerz noch ganz verzweifelt."

Und noch mehr verstörte ihn die Antwort der Dame: „Ach, da hätten Sie doch gestern kommen müssen!"

Balzac konnte es nie unterlassen, an die Erzählung dieses Vorfalles einige moralische Bemerkungen zu knüpfen.

Daheim (66. Jhrg. Nr. 21). Ein vielfarbiges auch textlich buntes Heft, das aktuell im besten Sinne ist. Ein wundervoll illustrierter Aufsatz über die päpstliche Schweizergarde, die seit der Neuerrichtung des Kirchenstaates wieder in den Vordergrund des Interesses und des öffentlichen Lebens in Rom rückte. Sehr klar entwickelt Otto Mokdorf in einem Aufsatz das Anschwellen der Welle des Selbstbestimmungsrechts der Völker rund um den Erdball: Türkei — Aegypten — Arabien — Indien — Fernost — Samoa — Philippinen — U. S. A. — Europa. Gegenwärtig tritt der rheinische Schriftsteller Steguweit mit einer Reportage: „Der Kaufmann mit Radio und Rollschuh" an, während Anton Lübke vom japanischen Nara, der Stadt der heiligen Hirsche, erzählt. Dies einiges aus dem Inhalt des guten Heftes, das natürlich noch Roman, Novelle, Frauenaufsätze Briefkasten, Rätsel usw. usw. enthält.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 8 Altena, den 25. Februar 1 30

Die kommenden Hüte

Nach ungeschriebenem Gesetz beginnt die neue Mode stets beim Kopf, um dann sofort bis auf den Fuß herunterzurutschen und erst zuletzt sich des Rumpfes anzunehmen.

Die Hutmode von 1930 nimmt die Anregungen des letzten Jahres auf und balanziert sie weiter. Der „Sucht nach Weiblichkeit" dauert fort. Formen, Material, Verarbeitung und Putz beugen sich dieser Mode.

So sieht man denn den flotten Toque, die feesche Kappe und das weiche Barett mit Schleifen, Schluppen, blitzenden Schnallen und Straßgarnituren garniert. Und nicht genug damit man läßt auch den kurzen Halbschleier am randlosen oder aufgeschlagenen Modell wippen. Selbst der Marquis begnügt sich nicht mehr mit einer Sternadel. An seiner rückwärtigen Krempe ist kokett ein kleines Schleifchen befestigt, das den Anschein erweckt, die gelüftete Krempe zusammenzuhalten.

Noch wie vor dominieren schwarz und dunkelblau. Sie verdrängen immer mehr die lebhaften Farben, die sich erst im Sommer durchsetzen werden.

Auch der Filz wird immer weniger tonangebend. Man läßt ihn nur noch „mitsprechen". Vervollständigt wird er fast immer von Stroh — sei es Geflecht oder Borte — und der gelegentlich verblüffend beliebte Tremolaspitze. Sehr beliebt als Material ist heute die Seide. Nicht nur das Eros-grain Band, auch andere stumpfe und glänzende Qualitäten setzen sich durch. Ganz neuerlig ist das Tweed-Stroh, meliert und völlig harmonierend mit den Tweedstoffen der Mäntel, Kostüme und Vormittagskleidchen.

Das Crotenstroh, seit Jahren propagiert, behauptet sich noch felsenfest. Paracisol, Punto, Borren und wie sie alle heißen, wetteifern miteinander an Leichtigkeit, Eleganz und aparter Linienführung. Weich ausladende Glocken und schreiegrame Schuten werden besonders hübsch das Nachmittagskleid begleiten. Immer dominiert der Putz, die Ausschmückung: man sieht bestickte Pakou-Modelle, ausgezogene Strohränder und Inkrustationen aus Roßhaarspitze.

Charakteristisch an den neuen Schöpfungen sind der abgeflachte Hinterkopf, die Vorliebe für a jour Arbeit und das Liebäugeln mit der Garnierung. Biesen, Falten und Abnäher wie auch die verlängerte Nackenlinie geben immer wieder eine reizvolle Note und bereichern das Bild der unregelmäßigen Krempen.

Die Hochsommerhüte sind von bezaubernder Grazie: aus helistem, weichstem Stroh, duftiger Spitze und hauchdünnem Tüll. Ihre fließenden Linien schmeicheln jedem Gesicht.

Die Mannigfaltigkeit der neuen Modelle ist außerordentlich. Man kann eigentlich alles tragen. Der einzige Faktor, auf den Rücksicht genommen werden muß, ist das eigene Gesicht. Geben wir uns darüber keinen Illusionen hin, sehen wir ehrlich unser Spiegelbild an! Also gerüstet, können wir mit dem Probieren beginnen.

Sybill.

Mädchennamen

Eine Ausnahme ist's heute, daß sich Eltern bei der Wahl des Vornamens für die Tochter fragen: „Was bedeutet der Name? Was gibst du dem Kinde in diesem Namen mit?"

Oft ist's Pietät gegen in der Familie gebräuchliche Namen oder gegen die Paten, was hier Ausschlag gibt. Vielfach auch die individuelle Freude am Wohlklang eines Namens oft auch die Mode, die gerade hier herrscht. Die allerwenigsten Eltern fragen nach Sinn und Bedeutung des Rufnamens, die vielfach durch Sprachveränderungen und Verwischungen auch bei den deutschen Namen dunkel geworden sind.

Unsere aus dem Altdeutschen übernommenen weiblichen Vornamen geben in ihrer alten Bedeutung gleichzeitig ein Stück Kulturgeschichte. Sie zeigen uns, was man damals den Frauen wünschte und an ihnen schätzte. Da ist Editha — die Besitzende, Elfriede — die von den Elfen Beschützte, Helga — die Hehre, Erhabene, Bertha — die Glänzende, Adelheid — eine Frau von edler Gestalt usw. Ganz besonders viele der altdeutschen Frauennamen sagen aber von Kampf und Sieg, wie die männlichen Namen, von denen sie auch z. T. abgeleitet sind. Wenn wir hören (Dr. Ernst Wasserzieher gibt in seinem Buch „Hans und Grete" allerlei Aufklärendes, Lesenswertes), daß „Gund" Kampf und Krieg heißt und „Hild" dieselbe Bedeutung hat, so wird uns klar, wieviele Frauennamen mit Hilfe dieser Worte gebildet sind: Mathilde — die eifrige Kämpferin, Klothilde — berühmte Kämpferin, Kriemhilde — die im Helm Kämpfende, Brunhild — die in der Brünne (im Panzer) Kämpfende usw. Auch vom Vertrauen in der Frauen jener Zeit mit allerlei geheimen Kräften sagen die Namen: Adeltraut — edle Zauberin, Gertrud — Speerzauberin, Notraut — berühmte Zauberin.

Anderes geben die aus fremden Sprachen übernommenen Frauennamen. Besonders das Lateinische, die Sprache, in der das Christentum zu den Deutschen kam, hatte hier starken Einfluß, schon durch die heiligen Frauen des Kalenders, die vielfach als Namengeberinnen dienten. Aus dem Lateinischen u. a. Felicitas — die Glückliche, Julia — die Glänzende, Aurora — die Morgenröte. Aus dem Hebräischen Eva — die Leben Gebende, Anna — die Anmutige, Lydia — eine Frau aus Lydien in Kleinasien, Magdalene — eine Frau aus Magdala. Griechischen Ursprungs sind Dorothea — Gottesgeschenk, Eleonore — die Mitleidige, Eugenie — die Wohlgeborene, Margarete — die Perle.

Auffallend ist, wie die Namengebung mit der Zeitströmung, der religiösen sowohl wie der politischen, literarischen und musikalischen, zusammenhängt. Bibelgläubige Zeiten bringen die Fülle biblischer Vornamen. Die englischen Puritaner pflegten ihren Kindern sogar ganze Bibelsprüche als Namen zu geben. Die Zeit der Begeisterung für die Wagnerdramen brachte die Fülle der Isolden, Elsen, Brunhilden. Und manches Mädel hat schon dem derzeitigen Lieblingsroman der Mutter einen ungewöhnlichen Namen verdankt.

Im übrigen scheint's gut, nicht allzu hochtrabend und anspruchsvoll zu wählen. „Iphigenie" oder „Kornelia" verlangen mehr, als die meisten Frauen leisten können. Freilich werden die großen Namen dann sehr oft tödlich und häßlich abgekürzt in „Iffi" oder „Korni". Das Abkürzen der Rufnamen ist ein Kapitel für sich — es liegt in der Natur der Sache, daß gerade Mädchennamen leicht liebevoll gemeinte Verkleinerungen und Abkürzungen bekommen, die bei der erwachsenen Frau dann lächerlich wirken.

Um die Zulassung von diesem oder jenem Vornamen in die Standesregister entstehen immer wieder kleine Kämpfe. Sehr weitherzig ist man in diesem Punkte in England und Amerika, wo man auch Familiennamen als Rufnamen zuläßt. Ganz radikal ist Mussolini kürzlich vorgegangen. Er hat jeden Namen untersagt, der nicht im christlichen Kalender steht — eine Abwehr gegen die in Italien herrschende Mode, die Kinder „Freiheit", „Revolution", „Anarchie", „Republik" usw. zu nennen.

Zurzeit sind bei uns die Doppelnamen Mode die früher nur von Angehörigen von Fürstenhäusern geführt wurden, wie Maria-Theresia Marie-Luise usw. Auch mit dieser Sitte sollte man vorsichtiger sein. Man weiß nicht, ob man sein Kind mit diesem Ballast von Namen nicht unnötig behaftet — oder man zieht später die großen Namen doch wieder in irgend eine Verkürzung zusammen. Wir haben eine solche Fülle schöner wohlklingender, bedeutungsvoller Frauennamen, daß es nicht schwer sein sollte, hier zu wählen.

Clara Prieß.

Stillschwierigkeiten

Von Schwester Mia v. Schwartz.

Erstes Erfordernis einer erfolgreichen Säuglingspflege ist die Darreichung der Muttermilch, die in richtiger Zusammensetzung nicht nur alle zum Aufbau nötigen Stoffe besitzt, sondern auch dem Kinde die in der Mutter sich bildenden Abwehrstoffe zukommen läßt, die es gegen die Krankheiten des ersten Lebensjahres erfolgreich schützen. Es ist Sünde am Kinde, wenn eine Mutter nicht stillen will; es können aber gewisse Stillschwierigkeiten eintreten, deren Ursachen man wissen muß, um sie beseitigen zu können. Die Mutter kann am Anfang zu wenig Milch haben. Dagegen hilft, geduldig immer wieder das Kind anzulegen, denn nur durch den Saugreiz werden die Brustdrüsen zu stärkerer Milchabgabe angeregt. Die sog. Vormilch darf dem Kinde nicht vorenthalten werden; sie ist besonders wertvoll. — Kühle und Flechwarzen können durch Herausdrücken mit saubersten Händen dem Kinde noch saftbar gemacht werden. Noch besser, man bedient sich des leicht aushochbaren Warzenhütchens, aus Gummisauger und Glashütchen bestehend. — Beim Auftreten einer Krankheit muß der Arzt entscheiden, ob gestillt werden kann. Es darf nicht gestillt werden bei Scharlach, Diphtherie, Lues, Grippe, Tuberkulose schwerer Art. Es kann aber gestillt werden bei Masern und bei Tuberkulose in leichter Form. Tritt eine neue Schwangerschaft ein, setze man das Stillen allmählich ab im Interesse der Mutter, die ihre Kräfte für das neue Kind braucht. — Die Furcht vor einer „bösen Brust" als Folge des Stillens ist unbegründet. Brustdrüsenentzündung tritt nur ein, wenn die Brust durch unsaubere Hände, durch Wochenfluß oder sonstigen Schmutz, (herabhängender Leintuchzipfel!) verunreinigt wird. Sorgfältige Brustpflege, Abtupfen mit Vorwasser vor jedem Anlegen und Einfetten der Brüste mit reiner Vaseline danach ist unbedingt nötig. — Hat das Kind einen harten Gaumen, den sog. Wolfsrachen oder eine gespaltene Oberlippe, eine Hasenscharte, so kann man auch da durch geschicktes Vorgehen und Geduld das Kind noch zum Saugen bringen.

Nötig ist es, die Stilltechnik zu kennen und die Stillordnung einzuhalten. Das Kind soll regelmäßig angelegt werden. Bei jeder Mahlzeit, also normalerweise alle 4 Stunden am Tage, reiche die Mutter jeweils nur eine Brust, nehme das Kind in den Arm, auf dessen Seite es trinken soll, fasse mit saubersten Händen die Brust zwischen Mittel- und Zeigefinger und bringe sie dem Kindermündchen nahe. Der Kopf des Kindes soll etwas erhöht liegen, das Näschen muß frei atmen können. Die Mutter soll ruhig liegen und nicht durch hastiges, nervöses Wesen das Kind unruhig machen. Man achte auf kleine Eigenheiten des Kindes, die oft drollig sind und die man ruhig hinnehmen soll, denn das Kind ist keine Maschine, sondern schon ein kleiner Mensch mit eigenem Willen und Gewohnheiten. Die Erziehung fängt in der ersten Stunde seines Lebens an! Man kann durch ruhiges, bestimmtes Zureden viel erreichen. — Ist das Kind trinkfaul oder hat es die Angewohnheit, am mütterlichen Busen einzuschlafen, statt zu trinken, so rüttle man es sanft oder gebe ihm einen kleinen Klaps; hilft

Der Parasit

Skizze von Georg Eschenbach

Herta Mende saß am Fenster und starrte in den Abend hinaus. Die Gaslampen auf der Straße brannten trübe mit flackernder Flamme.

Aus der Wohnung unter Herta Mende klang Musik gedämpft in die Stille ihrer Stube hinein. Dort unten feierten sie Hochzeit, dort tanzte der Mann, den sie liebte, mit der Glücklicheren, mit ihrer Freundin. Freundin? Nein, eine gute Bekannte nur, denn eine Freundin mußte anders geartet sein als dieses verwöhnte einzige Kind, dem jeder Wunsch erfüllt worden war, das sich zum Tyrannen seiner Eltern entwickelt hatte. Annas Vater verdiente gut. Sicher, die dort unten konnten leben. Vielleicht wären sie auch in der Lage gewesen, für ihre alten Tage etwas zurückzulegen. Doch daran dachten die Eltern ja nicht. Sie hatten lieb gewordene Gewohnheiten aufgegeben, sich den einen oder anderen unschuldigen kleinen Luxus versagen müssen, nur weil sie ihr Kind immer zufrieden sehen und es vor der Berührung mit der rauhen Wirklichkeit bewahren wollten. Was wußte Anna vom Geld und wie schwer es verdient wurde? Wer hätte je daran gedacht, von ihr zu verlangen, daß sie arbeitete, einen Beruf erlernte? Der Vater hatte einmal davon gesprochen. Anna erzählte es der Freundin damals selbst: „Weißt du, was Mutter gesagt hat: „Ach, laß sie doch ihre Jugend genießen. Wozu eine Berufsausbildung? Sie wird ja doch heiraten!“"

Sie wird ja doch heiraten. Nun war sie so weit. Ihre leichte, unbesorgte Art, die keine Hindernisse kannte, ihre Lebhaftigkeit und Ungezwungenheit hatten den Mann gewonnen nach dem sie sich — vielleicht ohne es selbst zu wissen — sicher nur deshalb sehnte, weil er sich unkenntlich nicht ihr, sondern der bescheidener Bekannten zuwandte. Was fragte sie danach ob er im Wesen auch zu ihr paßte, ob sie der anderen das Lebensglück stahl? Sie dachte sich kaum etwas dabei, ein Kind nur, das um seines Vergnügens willen keine Rücksicht kannte.

Herta Mende hatte die Dinge kommen sehen. Zuweilen nahm sie sich vor, den Mann zu warnen: „Lassen Sie von ihr! Sie können mit ihr nicht glücklich werden.“ Doch sie schwieg. Durfte sie sich denn zwischen die beiden drängen, sie, die doch selbst Partei war? Man hätte ihr vorgeworfen: „Du willst ihn ja nur zu dir hinüber ziehen!“ Sie wollte auch weiter schweigen, jetzt, da es doch zu spät war, um noch zu sprechen.

Die Nacht kroch draußen an den Fenstern hoch, und Herta Mende fragte nicht nach der Freundin. Sie wollte sie nicht sehen, um nicht an die Vergangenheit denken zu müssen. Sie hoffte um seinetwillen, beide möchten glücklich geworden sein, und doch glaubte sie nicht daran. Wenn sie Annas Mutter auf der Treppe traf, so konnte sie einer kurzen Unterhaltung nicht ausweichen. Die Höflichkeit zwang sie, zu fragen: „Wie geht es Anna und ihrem Manne?“ Und stets erhielt sie die gleiche Antwort, die ahnungsloser Mutterstolz diktierte: „Gut. Er ist so glücklich mit ihr. Sie verdient es ja auch nicht anders!“ Doch Herta ahnte, die Mutter sagte die Unwahrheit, ohne es zu wissen.

Dann trat ein, was sie immer erwartet, immer gefürchtet und worauf doch der versteckte Groll in ihr, den sie stets zu überwinden suchte, gehofft hatte. Er fand den Weg zu ihr. Er stand vor ihrer Tür, als sie auf das Schellen hin öffnete. Die Verlegenheit schien ihm rot ins Gesicht. Sie wollte ihn höflich an der Tür abfertigen. Doch sein bittender Blick zwang sie, ihn eintreten zu lassen. Dann saß er ihr gegenüber und sprach. Sie wußte, was kommen mußte, und suchte doch noch sein Geständnis zu verhindern. Er übersah ihre Abwehr und sprach, weil er sich einem Menschen anvertrauen mußte: „Meine Ehe ist ein Irrtum gewesen. Ich habe mich in eine Puppe verliebt, mich von ihr blenden lassen und muß nun fühlen, daß nichts in ihr widerklingt. Sie schmiegt sich an mich wie eine Katze, die gestreichelt werden will. Sie scheint mich zu lieben, wenn ich ihr jeden Willen tue, und sie sieht mich verständnislos, fast entsetzt an, wenn ich ihre Wünsche, die meine Mittel übersteigen, nicht erfüllen kann. Sie versteht nicht, daß meine Frau nicht nur das umschmeichelte, umhegte Schoßkind sein darf, sondern auch Hausfrau sein muß. Sie glaubt ihre Pflicht — falls sie überhaupt einen Begriff von Pflicht besitzt — erfüllt zu haben, wenn sie mir morgens beim Abschied verschlafen aus dem Kissen zuflüstelt. Ihr scheint es unfaßbar zu sein, daß ich vor dem Dienst mit ihr zusammen am Frühstückstisch sitzen, meine Tasse von ihr eingeschenkt haben möchte. Sie hält es für ganz selbstverständlich, daß ich nur dazu da bin, um ihr ein Leben voll Bequemlichkeit und Vergnügen, ohne Arbeit und ohne Sorge zu ermöglichen. Sie lebt nur um ihrer selbst willen, ein Wesen ohne Daseinsberechtigung, ein Parasit an der menschlichen Gesellschaft.“ Er schwieg unvermittelt, wie erschrocken vor seinen eigenen harten Ausdrücken.

Herta Mende sah, daß ein Wort von ihr genügte, um ihn mit der anderen brechen zu lassen, um seine Ehe zu zerreißen, die doch keine Ehe mehr schien. Er wartete auf dieses eine Wort, das ihr schon auf der Zunge lag. Und ob konnte sie es nicht aussprechen. Sie hatte für immer einen Strich gezogen zwischen ihm und ihr. Eine innere Stimme schrie ihr zu: „Wische diesen Strich fort!“ Doch eine andere übertönte die Lockung: „Du darfst dich nicht in die Ehe der anderen mischen, ihr nicht hinter dem Rücken den Mann nehmen!“ Und dann kam er ihr etwas erbärmlich vor in seiner Ratlosigkeit, die ihn zu ihr getrieben hatte.

Der Mann vor ihr wartete noch immer auf ihre Antwort, auf das eine Wort, von dem er glaubte, es müsse nach seinem Geständnis so leicht fallen. Herta Mende schwieg. Da sagte er: „Hätte das Schicksal doch uns beide zusammen gegeben! Ich wäre glücklicher geworden.“

Herta Mende sah seine Hand, die er ein wenig zögernd vorschob, als erwartete er, daß sie ergriffen würde. Das Mädchen wußte nun, was es antworten mußte, um dieser Lockung für immer zu entfliehen. Es stand langsam auf und sagte: „Sie irren sich. Sie wären nicht glücklicher geworden, denn ich hätte Sie nicht lieben können.“ Herta Mende glaubte, die Lüge müsse ihr vom Gesicht abzulesen sein. Doch er hielt ihr Rotwerden für Entrüstung, Verachtung gegenüber seiner Schwachheit, die ihm jetzt zum Bewußtsein kam. Er verabschiedete sich mit verlegener Eile.

Das Mädchen stand am Fenster und sah den Mann die Straße hinuntergehen, sein Rücken schien gebeugt. Seine Schritte waren müde. Da hielt Herta Mende ihr Tuch vor den Mund, um nicht schreien zu müssen: „Komm zurück zu mir!“

---

dies nicht, so hilft . . . Hunger, den man ruhig anwenden kann besonders auch bei zorniger boshaften Kindern, die nur schwer die Brust nehmen. Ihnen kann man das Saugen reizvoller machen, wenn man etwas Milch aus der Brust herausdrückt und ihr Mäulchen hinein stupft. Nie erreicht man etwas, wenn man selbst zornig wird. Ruhe hilft weiter. Sie ist besonders wichtig beim ersten Anlegen, damit man das Kind nicht scheu macht und die Mutter unruhig wird, statt mit Freude und einer gewissen Andacht die Stunde des Stillens zu genießen. — Stillschwierigkeiten sozialer Art sollten behoben werden durch gemeinsames Vorgehen der beteiligten Kreise. In allen Betrieben sollten Stillstuben eingerichtet werden für die Mutter Arbeiterin, Frauen, die schwer auf dem Felde, im eigenen oder fremden Hause arbeiten müssen, und die oft den besten Willen haben, sollten Hilfe bekommen, damit sie in erster Linie ihre Mutterpflicht erfüllen können. Der Dienst am Kinde bringt auch allen Müttern Vorteile. Das Wochenbett nimmt einen leichternen Verlauf, die Gebärmutter bildet sich rascher zurück, Körper und Seele gewinnen, wenn die Mutter bedenkt daß sie ihrem Kinde das Beste gibt, was sie zu geben hat: die Muttermilch. Alle Stillschwierigkeiten körperlicher und sozialer Art lassen sich beheben, wenn der gute Wille vorhanden ist; wenn man geduldig ist und sich beraten läßt durch die dazu berufenen: Arzt, Hebamme, Schwester. Darum soll sich die Mutter nicht des Segens körperlicher, sittlicher und seelischer Art berauben und glücklich sein, wenn sie ihre Kinder stillen kann.

—o—

Das schwierige Einzelkind

Leider sind unsere heutigen Ehen entweder kinderlos, oder sie haben im günstigsten Falle ein Kind. Es ist eine natürliche Folge der schwierigen pekuniären Verhältnisse, in die uns der Krieg gebracht hat. Wie schwer es ist ein Einzelkind zu erziehen, wird die betreffende Mutter sehr bald erfahren. Ist dieses Kind noch dazu intelligent und sensibel veranlagt, bereitet die Erziehung oft sehr viel Kopfzerbrechen, und es dauert lange, bis die Mutter sich im Klaren ist, wo die Fehler liegen und wie sie zu beseitigen sind.

Es ist viel von Aerzten über dieses Thema geschrieben; ich möchte heute nur als Mutter darüber sprechen und zwar auf Grund eigener Erfahrungen. Will man ein guter Erzieher sein, muß man natürlich zuerst bei sich selbst anfangen. Das gute Beispiel bleibt immer der wichtigste Erziehungsfaktor. Ganz besonders ist dieses bei dem Einzelkind der Fall. Geschwister erziehen sich gegenseitig! Die Kleinen ahmen die Großen nach, die Großen ihrerseits wollen den Kleinen mit gutem Beispiel vorangehen und zeigen, was sie können natürlich auch in den Dummheiten. Das Einzelkind hält sich nur an die Eltern, besonders an die Mutter. Ist die Mutter z. B. selbst heftig, aufbrausend, wie kann sie von dem Kinde etwas anderes erwarten? Die Mutter ist das Höchste für das Kind, so wird es sein Streben sein, ihr möglichst ähnlich zu werden.

Das Einzelkind ist geistig meist weiter entwickelt als ein solches mit Geschwistern. Es lebt unter Erwachsenen, die sich gern und viel mit ihm beschäftigen. Wir dürfen diese geistige Entwicklung keinesfalls, etwa aus Eitelkeit, fördernd beeinflussen, sondern wir müssen sie in ruhige Bahnen lenken. Das Beste ist das Kind unter seinesgleichen zu bringen. Man hört so oft von einer Scheu vor dem Kindergarten wegen allerlei Ansteckungsgefahr. Gewiß kann sich das Kind dort die Kinderkrankheiten holen, vor denen wir es vorläufig noch bewahren möchten, aber es fragt sich nur, wie wir das Kind mehr schädigen, wenn wir es dieser kleinen Gefahr aussetzen oder wenn wir ihm keine geistige Entlastung geben. Im Kindergarten lernt es sich anpassen, wie später in der Schule. Es ist nicht mehr solch wichtig gekommene Persönlichkeit, es ist eines unter vielen, außerdem bekommt der Tag eine Einteilung. Das wirkt beruhigend auf das Kindergemüt. Durch den Kindergarten erhalten die Gedanken eine andere Richtung, werden auf Spiel und leichte Beschäftigung hingewiesen. Die Langeweile, der größte Feind im Leben des Einzelkindes, verschwindet. Auch die Mutter ist durch den Kindergarten entlastet, denn dauernd ein Kind beschäftigen und sich darauf einstellen, ist eine große Aufgabe. Während das Kind früher mißmutig war, kommt es jetzt fröhlich nach Hause und plaudert lustig über seine kleinen Erlebnisse.

Geht das Kind in die Schule, wird sich der Ehrgeiz der „Einzigen“ sehr bald bemerkbar machen. Es will aus der Masse heraus, es will in der Schule das sein, was es zu Hause ist, nämlich etwas Besonderes. Nie dürfen wir das Kind gegen die Schule beeinflussen. Es muß lernen, sich in einen Rahmen zu fügen, es soll sich ja später in einer Gesellschaft von Menschen zurechtfinden und sich anpassen lernen. Durch Aussprache und Zusammenarbeit mit dem Lehrer können kleine Konflikte leicht beseitigt werden. Hier können wir öfter helfend eingreifen, möglichst ohne Wissen des Kindes. Die Streitigkeiten mit den Kameraden muß es selbst ausfechten, da dürfen wir höchstens raten. Das Kind soll sich im späteren Leben allein behaupten. Ein unselbständiger Mensch ist sein Leben lang in bedauernswerter Lage.

Geben wir dem Kinde Gesellschaft, so viel wie möglich! Wenn das Haus voller Kinder ist, wird alles leicht und frei. Die fröhliche Spielluft können wir Erwachsenen dem Kinde nicht geben.

Dem Einzelkinde fehlt das Schönste der Jugendzeit, die Geschwister, daher bedarf es von Seiten der Eltern besonderer Aufmerksamkeit und Wachsamkeit.

J. v. S.

—o—

Gift in Frauenhänden

Schicksale berühmter Giftmörderinnen.

Von Erwin Weill.

Als man dem Herzog von Richelieu mitteilte, daß die Hofdame Latour ihre Nebenbuhlerin zu vergiften gesucht habe, sagte er zu dem Chevalier des Bois, der ihm diese Nachricht überbracht hatte: „Dolche und Degen, mein lieber Bois, sind die ehrlichen, offenen Waffen der Männer. Das heimtückische, alldurchdringende Gift, das entsetzliche Qualen hervorruft, ist die Waffe der Frauen. Glauben Sie mir, auch in der Art des Mordes zeigt sich der Unterschied der beiden Geschlechter.“

Eine der berüchtigsten Giftmörderinnen aller Zeiten war die Marquise von Brinvillier, die Tochter eines Zivilleutnants d'Aubray, beim Chatelet in Paris.. Die Marquise, eine blendend schöne, junge Frau, die in der Pariser Hofgesellschaft unter Ludwig XV. eine große Rolle spielte, wurde von ihrem Gatten vollkommen vernachlässigt. Die temperamentvolle Frau lernte den jungen Saint Croix kennen. Er hatte als Rittmeister bei dem Reiterregiment Tracy gedient und die Marquise bald vollständig seinen Zwecken gefügig gemacht. Sie hing mit leidenschaftlicher Liebe an diesem Abenteurer und war ein blindes Werkzeug in dessen Händen. Bald wußte ganz Paris von der Liebesaffäre der Marquise. Von der Leidenschaftlichkeit und Rücksichtslosigkeit, mit der sie Saint Croix liebte, gingen die ärgsten Skandalgeschichten herum. Der Vater fühlte sich verpflichtet einzuschreiten und wählte jenen Weg, der damals so häufig in Anspruch genommen wurde: Er verschaffte sich für Geld einen Verhaftungsbrief, einen lettre de cachet, und ließ den Rittmeister Saint Croix auf offener Straße festnehmen. Diese Trennung von dem Liebhaber pflanzte in die Marquise den Haß gegen den Vater und den Keim zu späteren Verbrechen. In der Bastille lernte Saint Croix einen Italiener namens Exili kennen, der ihm die Grundbegriffe der Giftmischerei beibrachte, ihn mit jenen Giften vertraut machte die man nachher im Körper des Ermordeten nicht finden konnte. Als Saint Croix nach Ablauf eines Jahres die Bastille verließ, war er vollkommen ausgebildet. Mit der Marquise traf er nur heimlich zusammen; sie besprachen nun den Plan, den Vater der Marquise aus dem Wege zu räumen. Sie reichte ihm das Gift selbst in einer Suppe. Dieser Vatermord war der Beginn einer Serie von Giftmorden. Eine ganze Tischgesellschaft, die Kammerjungfer der Marquise, die beiden Brüder der Brinvillier und noch viele andere starben unter entsetzlichen Qualen. Aber Saint Croix erreichte die Nemesis. Als er eines Tages mit Giften experimentierte, ließ er die gläserne Maske fallen die ihn schützte und er starb durch Einatmen der giftigen Dämpfe. In seinem Nachlaß fand man Briefe der Marquise, die daraufhin verhaftet wurde. Als man sie in die Folterkammer führte und sie dort die ominösen drei Eimer Wasser sah (man goß den zur Folter Verurteilten so lange Wasser in den Mund bis sie durch Zeichen zu verstehen gaben, daß sie gestehen wollten), legte sie sofort ein volles Geständnis ab. Ganz Paris war auf den Beinen, als man die Brinvillier zur Hinrichtung führte. Die Leiche der Verbrecherin wurde in ein hohes Feuer geworfen und, wie Madame von Sevigné schreibt, „die Asche der Giftmörderin in die Luft geworfen“. „Wir mögen sie nun einatmen“, schloß die geistreichste Frau ihrer Zeit, „und durch die umherschwebenden Atome ergreifen uns vielleicht Giftmischerlaunen.“

Ein Scheusal in Menschengestalt war auch Anna Margarethe Zwanziger, die vor ihrer Hinrichtung selbst sagte, daß ihr Tod für die Menschheit ein Glück sei, denn es wäre ihr nicht möglich gewesen, ihre Giftmischereien zu unterlassen. Als Haushälterin von zwei Justizamtmännern, deren Frauen und Kinder sie mit Gift aus dem Wege räumte, als Friseurin als Kindermädchen bei Zirkusreitern, als Geliebte eines bayerischen Generals, als Magd — überall vergiftete sie alle, die ihr in den Weg kamen. Anna Margarethe Zwanziger, die in Wirklichkeit Schönleben hieß, war keineswegs eine hübsche oder auch nur anziehende Frau. Klein, verwachsen, mit einem Leibschäden behaftet, unappetitlich und unsauber im höchsten Maße, übte sie doch eine seltsame Anziehungskraft auf allerdings sehr primitive Männer aus, die diesen Verkehr mit ihr in den meisten Fällen bitter büßen mußten. Allerdings log die Zwanzigerin so über alle Begriffe, so namenlos unverschämt, und war derartig eitel, daß manche Fälle glatt erfunden sein konnten, nur zum Zwecke, um sich und ihre Schönheit in besonders günstiges Licht zu setzen. Daß man die Zwanziger bestimmt hauptsächlich nicht hingerichtet, sondern in einer Irrenanstalt interniert hätte, kann keinem Zweifel unterliegen. Sie war entschieden geisteskrank und stand bei der Ausführung der Giftmorde, die eine endlos lange Reihe bilden, zweifellos unter einem Zwange, wie sie selbst sagte. Der große Menschen- und Seelenkenner Feuerbach entwirft von dieser Frau eine treffende Charakteristik, in der er unter anderem sagt, daß aus dem Labyrinth ihres bewegten Lebens kein gewöhnlicher Weg zur Freiheit führte. Ueberall gähnten Abgründe, die den Ausgang wehrten. Da entdeckte sie endlich das Geheimnis einer still verborgenen Macht, die sie nur dienstbar zu machen brauchte, um leichten Fußes über alle Berge und Abgründe zu schreiten. Diese geheimnisvolle Macht war — Gift. Das Urteil hörte die Zwanziger mit geradezu unheimlicher Ruhe und Gelassenheit an, ohne Bewegung, ohne Tränen. Ihre häßlichen Gesichtszüge glichen einer schauerlichen Maske. Als der Stab über sie gebrochen wurde, nahm sie mit einer zierlichen Verbeugung von Richtern und Schöffen Abschied. Wenige Stunden später hatte der Scharfrichter das Haupt der Zwanziger vom Rumpfe getrennt . . .

Spannender als der hochspannendste Roman ist die Geschichte von der Giftmörderin Julie von Ebergenin-Telekes, die mit ihrem Geliebten, dem österreichischen Kavallerieoffizier Grafen Gustav Chorinsky, dessen Gattin ums Leben brachte. Julie von Ebergeniy, die Tochter eines ungarischen Gutsbesitzers, war weder schön noch reizvoll, verstand es aber, die Männer zu fesseln. Als Ehrenstiftsdame von Maria Schul bei Brünn lernte sie den Grafen Chorinsky kennen. Er wollte sie heiraten, aber er war katholisch getraut und konnte sich von seiner Gattin, einer ehemaligen Schauspielerin die in München lebte, nicht trennen. Also: Mord! Die Ebergeniy und Chorinsky fuhren nach München, unter falschem Namen schlich die Stiftsdame sich bei der Gräfin ein und vergiftete sie während des gemeinsam eingenommenen Tees mit Blausäure. Das saubere Paar fuhr nach Wien zurück, aber bald sahen sich die beiden infolge der glänzenden Arbeit des Wiener Polizeikommissars Breitenfeld überführt. Die Ebergeniy wurde in Wien Graf Chorinsky in München abgeurteilt. Das Urteil entsprach keineswegs dem Volksempfinden, das den Tod durch den Strang gewünscht hatte. Die Stiftsdame wurde zu zwanzig Jahren schweren Kerkers verurteilt, Graf Chorinsky zu zwanzig Jahren Festungshaft und Landesverweisung nach verbüßter Strafe. Er haßte die Ebergeniy nun aus tiefster Seele und richtete sogleich, nachdem man ihn auf die Festung Rosenberg in Oberfranken gebracht hatte, an seinen Vater einen Brief, in dem er bat eine andere Geliebte, die Witwe Hlowy, heiraten zu dürfen. Dieser Brief war die Bestätigung des Gutachtens des berühmten Psychiaters Professor Morell, in dem es hieß, daß Leute wie Chorinsky von einem Extrem ins andere schwanken. Sie können nicht anders. Ihre Liebe geht schnell in Haß über. Aber der große Jurist Dr. Pollert sagt mit Recht, daß die Höhe der Strafe keine ausreichende Buße für einen mit solcher Niedertracht verübter Mord gewesen sei, daß aber der Gerichtshof in München über Chorinsky nicht gut ein anderes Urteil fällen konnte, als das Wiener Landesgericht über die Ebergeniy.

—o—

Wodurch wird die Laufbahn des Sängers beeinflußt?

Von Jan Kiepura,
dem weltbekannten Tenor der Wiener Staatsoper.

Die Frage „In welchem Maße beeinflussen die Frauen das Leben der Männer?“ kann natürlicherweise keine restlos befriedigende Antwort finden. Trotzdem ist es recht interessant, sich etwas näher mit ihr zu befassen.

Um wieviel einfacher würde doch das Leben sein, könnte ein großer Philosoph der Welt die Formel angeben, mit der die Antwort auf die obige Frage gegeben wäre! Doch diese Formel fehlt uns eben, und deshalb muß ich mich damit begnügen, aus den Erfahrungen während meiner Laufbahn heraus eine möglichst gute Antwort zu finden. Für einen Sänger ist ja dieses eine von größter Wichtigkeit: Zu wissen, welchen Einfluß seine Kunst auf die Zuhörer ausübt. Vor allem sollte ihm genau bekannt sein, bis zu welchem Maße er die Herzen durch seine Kunst mitreißen kann.

Selbst auf primitiver Entwicklungsstufe besitzt die menschliche Stimme einen besonderen Reiz. Ich brauche hier nur an die anfeuernde Wirkung alter Soldatenlieder zu erinnern. Manches Jahr steter Weiterentwicklung ist seitdem verstrichen, doch diese Macht der Stimme, die wie eine Art Band zwischen den Menschen wirkt, besteht noch.

Vor allem ein Tenor beeinflußt die Zuhörer in hohem Maße und hier wieder vornehmlich die Frauen. Diese Macht des Organs ist dann besonders groß, wenn das Publikum schon vorher mitgerissen wurde. Die Persönlichkeit des Sängers, seine Erscheinung, seine Gemütsbewegung, alles trägt dazu bei, den Einfluß seiner Stimme zu steigern. Auch die Eigenart jedes Organs, seine besondere Klangfarbe, muß hier in Betracht gezogen werden.

Unsere Stimme weckt Gemütsbewegungen, löst Reaktionen aus, die je nach dem Menschen verschieden sind. Eines aber ist sicher: Frauen unterliegen ihrem Einfluß weit mehr als Männer. Die Frau ist eben Stimmungen weit eher zugänglich, und der wundersame Reiz eines schönen Organs kann in solchen Gemütern viel voller wiederklingen als in ruhigen Naturen. Manchmal leider kommt es vor, daß die Begeisterung, die eine schöne Stimme in einer Frau weckt, einen recht unangenehmen Eindruck auf andere Männer macht, die eben nicht intelligent genug sind, um nicht auf den Besitz dieser faszinierenden Stimme eifersüchtig zu werden. Diese Eifersucht muß man unsinnig nennen, aber sie ist die Erklärung für manche Erbitterung, die oft zu unglücklichem Eheleben führt. Nun möchte ich aber auch die andere Seite des Bildes betrachten. Meiner Ansicht nach übt also das menschliche Organ einen besonderen und auch bestimmbaren Einfluß auf die Frauen aus, aber ich glaube nicht, daß man der Frau unmittelbare Einwirkungen auf die Laufbahn eines Sängers zuschreiben kann. Um diese Behauptung näher zu erklären, muß ich bekennen, daß für mich Ausdrucke wie „ein Glückspilz sein“, „Glück“ und „Pech“ wenig oder nichts bedeuten. Meiner Ansicht nach sind es nur leere Worte. Die Erklärung für die erfolgreiche Laufbahn jedes bekannten Sängers ist anderweitig zu suchen. Ich bin der Ansicht, das Aufsteigen eines großen Sängers ist eine Art von Naturphänomen und wird durch mathematische Gesetze bestimmt, deren Zusammenwirkung wie in einem Rechenexempel das ergeben, was wir das Resultat nennen, in diesem Falle eben den Sänger.

Um meiner Meinung Nachdruck verleihen zu können, sei es mir gestattet, diese mathematischen Gesetze, auf denen sich die Laufbahn eines Sängers aufbaut, kurz zu umreißen. Ich glaube, daß 50 Prozent seines Erfolges auf rein persönlichen Vorzügen beruhen und auf Fähigkeiten, die mit dem Singen an sich nichts zu tun haben. Diese Eigenschaften sind: angeborene Intelligenz, Musikverständnis und Liebe, ein gutes Gedächtnis und zuletzt schauspielerisches Talent. Zwanzig Prozent seines Erfolges kann der Sänger seiner Willenskraft einer Energie und dauernder guter Gesundheit zuschreiben. Nur die restlichen dreißig Prozent seines Erfolges verdankt der Sänger — so eigenartig diese Behauptung auch klingen mag — seiner Stimme.

Wie ich schon oben erwähnte, kann der Sänger den fünften Teil seines Erfolges auf seine Willenskraft und Energie zurückführen. Diese beiden Eigenschaften sind nun das, was bei ihm auf die Frauen einwirkt. Sein Organ ist nur das Bindeglied zwischen der Persönlichkeit des Sängers und den Frauen unter seinen Zuhörern. Will er nicht mittelmäßig sein, sondern groß genannt werden, so muß er besondere menschliche Eigenschaften besitzen. Diese Vorzüge — wie ich vorhin erwähnte, hängen von ihnen 50 Prozent des Erfolges eines Sängers ab — müssen denen eines Heerführers gleichen. Der Sänger muß genau wissen, auf welche Stadt, auf welches Land er einen Angriff wagen oder wo er eine Stellung besetzen kann. Er darf keine Möglichkeit außer acht lassen, sondern er muß vorgehen wie ein General, der seinen Feldzugsplan auf das Feinste ausarbeitet. Die Fähigkeit, solchen Anforderungen zu genügen, ist es, was seine Laufbahn bestimmt und ihn bei vernunftgemäßer Verwendung seines Könnens zum Erfolge führt.

Zum Schluß möchte ich noch das eine sagen: Der Einfluß der Frauen auf die Laufbahn eines Sängers ist meistens recht gering. Aber dieser Einfluß wechselt wie Männer und Sänger auch. Natürlich muß der weibliche Einfluß dann als erster Faktor in Betracht gezogen werden, wenn der Sänger dazu neigt, Frauenreizen zu unterliegen. Doch die Einwirkung der Frauen auf den Künstler hindert manchmal geradezu seine Entwicklung und erstört seine Laufbahn, anstatt sie zu fördern. Deshalb sollten sich die Künstler vor dem Einfluß der Frauen in acht nehmen.

—o—

Frau oder Dame

Von Raoul Auernheimer.

Als Gott aus Adams Rippe die Frau erschaffen hatte, ließ er eine längere Pause in seiner Schöpferarbeit eintreten; er glaubte, ein Meisterstück vollbracht zu haben.

Aber dieses Meisterstück geriet auf Erden lange nicht so gut, wie man im Himmel annahm. Zumal als sich das erste Menschenpaar